„Die Quelle meiner Kraft“

Ingo Neserke über seine Kindheit in Südafrika, gelebten Glauben und den Abschied vom Oikos-Institut

Seit 2023 leitet Ingo Neserke das Oikos-Institut der Evangelischen Kirche von Westfalen, zuvor stand er an der Spitze einer der beiden Vorgängereinrichtungen. Am 17. November wird der frühere Superintendent vorzeitig in den Ruhestand verabschiedet. Im Gespräch mit Gerd-Matthias Hoeffchen erklärt er seine Entscheidung – und erzählt, warum ihn der Weg zunächst mit dem Rucksack nach Südamerika führt.



Foto: Dirk Johnen

Zum Glauben einladen und von der befreienden Botschaft der Bibel erzählen: So hat Ingo Neserke seinen Dienst verstanden. Zum 1. Dezember geht er in den Ruhestand.

Herr Neserke, Sie gehen vor Erreichen der regulären Altersgrenze in den Ruhestand. Warum?

Ingo Neserke: Das trägt zunächst meiner gesundheitlichen Situation Rechnung. Ich hatte 2018 einen Aortenriss, den ich glücklich, aber knapp überlebt habe. Das hat mich ins Nachdenken gebracht: Wie weit bin ich den Anforderungen körperlich und psychisch gewachsen? Sitzungsmarathons mit einer nur halb durchgeschlafenen Nacht stecke ich nicht mehr so weg wie mit 30 oder 40. Meine Ärzte haben mir deutlich gesagt, dass ich die Warnsignale ernst nehmen soll.

Zugleich ist das Oikos-Institut an einem stabilen Punkt angekommen. Das Team ist zusammengewachsen, wir haben unseren gemeinsamen Auftrag benannt und setzen ihn um. Da kann ich gut übergeben. Und auch persönlich ist etwas anderes dran: Mein Vater ist im Sommer gestorben. Meine Mutter braucht wegen ihres Alters zunehmend Begleitung. Dafür möchte ich mehr Zeit haben.

Sie sind in Südafrika aufgewachsen. Wie hat Sie das Leben unter der Apartheid geprägt?

Meine Eltern arbeiteten für die Berliner Mission. Ende der 60er-, Anfang der 70er-Jahre lebten wir als einzige weiße Familie in einem sogenannten schwarzen Homeland. Mein Umfeld war die schwarzafrikanische lutherische Kirche. Mein Vater baute dort ein Konferenzzentrum.

Die Apartheid trennte auch schwarze und weiße Christen voneinander. Mein Vater nutzte eine Besonderheit: Unser Garten gehörte der Berliner Missionsgesellschaft und galt als weißes Land. Das Konferenzzentrum lag unmittelbar daneben auf schwarzem Land. Abends konnten die weißen Teilnehmenden in einem Gästehaus in unserem Garten übernachten, die schwarzen im Konferenzzentrum. Morgens kamen alle wieder zusammen, feierten Gottesdienst und arbeiteten miteinander. So wurde die Absurdität dieser Trennung ausgetrickst.

Ich begegnete dort Männern aus dem Widerstand, die für mich einfach Onkel Samuel und andere vertraute Menschen waren. Sie fanden im Glauben Kraft, gegen das Unrecht aufzustehen. Das war meine erste Erfahrung von Kirche: Menschen erzählen von ihrem Glauben und übernehmen daraus gesellschaftliche Verantwortung. Das gehörte für mich von Anfang an zusammen. Meinen Eltern wurde später die Aufenthaltserlaubnis entzogen. Während eines Heimaturlaubs über Weihnachten 1973 erfuhren wir in Deutschland plötzlich, dass wir nicht zurückkehren durften.

Was bedeutet dieser Glaube für Sie ganz persönlich?

Dazu gehört eine andere Erfahrung aus meiner Kindheit. Als ich sechs wurde, musste ich eingeschult werden. In die schwarze Schule vor Ort durfte ich nicht. Deshalb kam ich zu einer Pflegefamilie nach Pretoria, eine halbe Tagesreise von zu Hause entfernt.

Das war ein kompletter Kulturbruch. Ich kam in eine rein weiße Umgebung, die ich als sehr feindselig erlebte. Die Schule war ähnlich wie eine englische Militärakademie: Ich lernte erst exerzieren und robben, bevor Lesen und Schreiben drankamen. Am ersten Schultag erzählten wir, woher wir kamen und wer unsere Freunde waren. Ich nannte selbstverständlich die Namen meiner schwarzen Freunde. Um mich herum gefror die Klassengemeinschaft. Auf dem Heimweg bewarfen mich die anderen Kinder mit Steinen.

Ich konnte nicht verstehen, warum Menschen, die ich liebte und als meine mütterlichen und väterlichen Begleiter kannte, für meine Mitschüler so verachtet waren. Dazu kam die Einsamkeit. Ich sah meine Eltern nur in den großen Ferien. In dieser Zeit habe ich erfahren: Da ist noch jemand, mit dem ich sprechen und weinen kann. Gott sieht meine Trauer. Jesus ist in diesem Schmerz bei mir und trägt mich hindurch.

Gleichzeitig war da die Erfahrung: Gott steht gegen das Unrecht, Menschen wegen ihrer Hautfarbe zu demütigen. Als Kind war das keine ausgearbeitete Theologie, sondern unmittelbares Erleben. Die theologische Reflexion kam später. Aber das ist bis heute die Quelle meiner Kraft. Davon möchte ich erzählen und andere stärken. Fröhlich zu glauben und politisch engagiert zu sein sind für mich keine Gegensätze.

Wie hat dieses Verständnis von Glauben Ihre Arbeit als Superintendent im Kirchenkreis Hattingen-Witten geprägt?

Menschen zum Glauben einzuladen und in neuen Formen von der befreienden Botschaft der Bibel zu erzählen, war mir auch damals ein großes Anliegen. Ein Weg war die Gospelmusik mit der Creativen Kirche. Aus dieser musik-missionarischen Arbeit sind Pop-Oratorien wie „Martin Luther“ und auch die Evangelische Pop-Akademie hervorgegangen.

Zugleich war mir wichtig, die Zusammenarbeit zu stärken. In den Kirchenkreisen Hagen, Hattingen-Witten und Schwelm haben wir die Arbeit jenseits der Gemeindearbeit zusammengeführt: im gemeinsamen Kreiskirchenamt, in den Synodalen Diensten und in der Diakonie. Unserer gesellschaftlichen Verantwortung wollten wir auch dadurch gerecht werden, dass wir die diakonische Arbeit von fünf Kirchenkreisen in der Diakonie Mark-Ruhr gebündelt haben.

Glaube und gesellschaftliches Engagement gehören für Sie zusammen. Wie zeigt sich das in der Arbeit des Oikos-Instituts?

Für mich ist an diesem Institut beglückend, dass zusammenkommt, was immer schon zusammengehört. In unserer Kirche waren missionarische Arbeit und weltweite Verantwortung lange auf unterschiedliche Einrichtungen verteilt.

Wir haben Oikos als Netzwerkorganisation aufgebaut, nicht als Amt mit Fachbereichen, die nebeneinander arbeiten. Neue Ideen werden von Anfang an gemeinsam entwickelt: Was können die Werkstatt Bibel, die Ehrenamtsberatung, Brot für die Welt oder der interreligiöse Dialog beitragen?

Ein Beispiel ist die Ausstellung „Blätter – Bäume – Bibel“, die wir mit dem Kirchenkreis Siegen-Wittgenstein entwickelt haben. Daran waren die Werkstatt Bibel, die Kollegin für weltweite Kirchenpartnerschaften und weitere Mitarbeitende beteiligt. So verbinden sich Bibelarbeit, Fragen von Umwelt und Klima und Erfahrungen unserer Partnerkirchen. Die Ausstellung wird inzwischen auch in anderen Landeskirchen nachgefragt.

Und wie verändert sich durch Ihre Arbeit das Gemeindeleben?

Ein wichtiger Bereich ist die interkulturelle Entwicklung unserer Kirche. Daraus wachsen Gemeinden, die Vielfalt miteinander leben. Zugleich begleiten wir neue Formen von Gemeinde, etwa im Rahmen der TeamGeist-Projekte. Dort sehen wir: Dauerhaft tragen besonders diejenigen, um deren Idee herum auch Gemeinschaft entstanden ist – mit Orten der Stärkung und Formen, miteinander Glauben zu leben. Gemeinde muss nicht nur die klassische Ortsgemeinde sein. Wie können wir solchen Gemeinschaften in unserer Kirche eine Form geben, die ihnen gerecht wird? Das ist eine spannende Aufgabe.

Was geben Sie Ihrem Nachfolger mit?

Stephan Zeipelt ist für mich eine Traumnachfolge. Er hat die Entwicklung von Anfang an mitgestaltet. Mit Katja Breyer als stellvertretender Leiterin übernimmt er die Verantwortung in einem Team. Katja und ich haben Leitung von Beginn an sehr teamorientiert und gleichwertig verstanden.

Die Aufgabe wird sein, die Zusammenarbeit weiterzuentwickeln – auch zwischen den kirchlichen Instituten. Oikos kann dafür ein Modell sein: Wir haben gezeigt, wie zuvor wenig verbundene Einrichtungen in einer neuen Form zusammenarbeiten können. Dafür sind gute Voraussetzungen geschaffen.

Worauf freuen Sie sich im Ruhestand?

Zunächst möchte ich mit dem Rucksack allein durch Südamerika reisen, wie zu Studienzeiten. Ich werde wahrscheinlich einen Flug nach Santiago de Chile buchen und dann sehen, wohin es mich zieht. Das soll mir helfen, mit der bisherigen Arbeit abzuschließen.

Danach möchte ich wieder im pastoralen Dienst tätig sein, etwa meine Frau Adelheid in ihrer Gemeindearbeit unterstützen: Gottesdienste feiern, Beerdigungen übernehmen, Menschen begleiten. Für weitere Aufgaben will ich mir erst einmal ein halbes bis dreiviertel Jahr Zeit lassen. Dann werde ich sehen, was passt. Ich freue mich darauf, wieder an das anzuknüpfen, weshalb ich ursprünglich Pfarrer geworden bin: von Gott erzählen, predigen und für Menschen da sein.